

Paul Fleming – ein Dichter im dreißigjährigen Krieg

Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!
Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid,
vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

„An sich“ hat Paul Fleming diese Zeilen überschrieben. Er war verzagt und musste sich das „dennoch“ schwer erringen. „Sei dennoch unverzagt“ – ist eins der wenigen Gedichte aus dem frühen 17. Jahrhundert, die man auch heute noch kennt und versteht.

Ein Kupferstich zeigt den Dichter gravitätisch breit, mit schwerer schwarzer Haartracht. Kaum zu glauben, dass er einen sehr jungen Mann darstellt, aber so ist es: Paul Fleming starb mit 30 Jahren und seine ganze Dichtung spiegelt nur eine kurze Lebensphase. Dem jungen Dichter geht es darum, seinen Platz in der Welt zu finden, Freunde zu haben und eine Liebste. Fleming findet das alles und verliert es auch wieder. Mal ist er stolz, mal tief verzweifelt und davon zeugen seine Gedichte. Obwohl es im frühen Barock gar nicht üblich war, im Gedicht von der eigenen Gefühlslage zu sprechen. Es war noch nicht einmal üblich, deutsche Gedichte zu schreiben. Die Gebildeten sprachen und dichteten auf Latein. Das lernten sie auf der Schule – den Wortschatz von Cicero, die Metrik von Vergil und Horaz. Sie lernten, Verse zu schmieden für Hochzeiten, Trauerfeiern und Geburtstage. Wenn sie gut waren, konnten sie auch politische Ereignisse bedichten oder geistliche Oden schreiben. Niemals aber einfach nur von sich selbst sprechen.

Der Pfarrerssohn Paul Fleming wurde 1609 im Erzgebirge geboren. Er kam als Thomaner nach Leipzig und war da schon mit 16 Jahren an der Universität eingeschrieben. Das Studium ließ sich langsam an, vermutlich interessierte es Fleming auch nicht sehr. Sein großes Hobby war das Verse schmieden und damit machte er sich an der Universität bald einen Namen. Ganz neu war damals die Bestrebung, nun auch auf deutsch so schön in Jamben und Trochäen zu dichten wie die Lateiner das gemacht hatten. Gerade hatte Martin Opitz die „deutschen Poemata“ herausgegeben, in denen er Regeln für die Metrik deutscher Gedichte aufstellte. Opitz legte auch fest, wovon die Poesie zu handeln habe: Nützlich sollte sie sein, indem sie den Menschen die Vergänglichkeit vor Augen stellte – das große Thema des Barock. Paul Fleming ließ sich mit Feuereifer darauf ein, zum Beispiel mit diesen Gedanken über die Zeit:

Ihr lebet in der Zeit und kennt doch keine Zeit;
so wisst ihr Menschen nicht, von und in was ihr seid.
Dies wisst ihr, dass ihr seid in einer Zeit geboren.
Und dass ihr werdet auch in einer Zeit verloren.
Was aber war die Zeit, die euch in sich gebracht?

Es war die böse Zeit des dreißigjährigen Kriegs, in der Paul Fleming sein kurzes Leben verbrachte. Verwüstung und Plünderung waren an der Tagesordnung, wo immer die kaiserlichen oder protestantischen Söldnerheere sich gerade aufhielten. Auch dieses Elend spiegelt sich in den Gedichten des gerade 20jährigen:

Wie manche schöne Stadt, die reißt die Glut danieder,
es raucht noch mancher Ort, der erst ins Feuer fiel.
Der scheue Bauersmann darf sich nicht lassen blicken,
verlässt Haus und Dorf und läuft gar davon.
Es stehen ungehegt der Felder breite Rücken,
die Äcker liegen brach, sind ganz verküstet schon....

Ganz nah kommt der Krieg dann im Jahr 1631 – gerade weil der sächsische Kurfürst sich um Neutralität bemüht. Darum rücken nun sowohl die kaiserlichen Truppen als auch die Schweden gegen Sachsen vor. Gustav Adolf zerstört Frankfurt/Oder – die Kaiserlichen zerstören Magdeburg. Und dann stehen sie vor Leipzig, die Stadt muss sich ergeben. Jetzt wird doch noch schnell ein Bündnis mit Gustav Adolf geschlossen. Die Schweden befreien die Stadt wieder, bis Wallenstein heranzieht und Gustav Adolf die Schlacht bei Lützen verliert. Sachsen bleibt Kriegsschauplatz auf lange Zeit. Die Hälfte der Bevölkerung kommt dabei um.

Paul Fleming möchte gern berühmt werden. Darum schreibt er ein paar Oden auf das Vaterland und die Tapferkeit der Soldaten. Sie werden als Flugblätter gedruckt. Er bewundert den schwedischen König Gustav Adolf, der im Unterschied zu seinem eigenen Kurfürsten die Sache der Lutheraner so viel kämpferischer vertritt. Aber im Grunde seines Herzens hasst er den Krieg. Er will nicht kämpfen, er will dichten. Darum trägt er sich mit Fluchtgedanken. Die werden ihm aber ausgetrieben von seinem Freund Georg Gloger, der wohl der wichtigste Mensch in seinem Leben ist. Ihm folgt er bei allen seinen Bemühungen. Wie er beginnt er dann auch ein Medizinstudium – und er ist untröstlich, als der Freund dann schon am Ende des furchtbaren Jahres 1631 stirbt.

Wo aber bleiben wir?
Furcht wacht an allen Enden,
dortnaus ist Krieg und Not,
hierinnen Pest und Tod.

Auch die Pest wütet in diesen Jahren in Leipzig – und es ist erstaunlich, wie der junge Fleming es schafft, irgendwie doch seine Examina zu machen und außerdem unermüdlich Gedichte zu schreiben, geistliche Lieder für den verlorenen Freund. Schreibend hält er sich den Krieg vom Hals. Er sehnt sich nach Frieden und gibt dem Ausdruck in einer Neujahrsode:

Stelle deine Schlachten ein
Mars, und lerne milder sein!
Tu die Waffen ab und sprich:
Hin, Schwert, was beschwerst du mich?
Dieser Helm wird nütze sein,
dass die Schwalben nisten drein
dass man, wenn der Frühling kömmt,
junge Vögel da vernimmt.

Und der brachen Erde Bauch
darf der Spieß und Degen auch,
doch dass sie sehen anders aus:
Pflug und Spaten werden draus.

„Schwerter zu Pflugscharen“ – die biblische Friedensvision aus dem Propheten Micha, Paul Fleming macht sie sich schon im 30jährigen Krieg zu eigen. Mit der Zeit wird er sich immer gewisser: Dieser Krieg, der ja angeblich für den rechten Glauben zwischen Lutheranern, Calvinisten und Katholiken tobt, ist einfach nur sinnlos.

In einem Gedicht „An das Vaterland“ sagt er:

So hast dus auch nicht Not
dass ich für Gott und dich mich lasse schlagen tot
in einer tollen Schlacht.

Mögen andere ihm Feigheit vorwerfen, er lässt sich nicht beirren: Er glaubt nicht an den Heldentod.

In allen meinen Taten
Lass ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat.
Er muss zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rat und Tat.

Das schreibt Paul Fleming am Ende des Jahres 1633 – da hat er Leipzig bereits verlassen. Er hat sich wieder einem älteren Freund angeschlossen, Adam Olearius, und der hat ihn überredet, sich mit ihm einer holsteinischen Gesandtschaft anzuschließen.

Die soll in Moskau und Persien Verträge aushandeln, um den Orienthandel auf dem Landweg zu ermöglichen. Die Reise wird sechs Jahre dauern und in einem Fiasko enden – nichts wird dabei herauskommen als ein Aufsehen erregender Reisebericht von Olearius und einige unvergängliche Gedichte von Paul Fleming. Dazu gehört das Lied „In allem meinen Taten“, das heute im Evangelischen Gesangbuch steht.

Fleming tritt die Reise mit Zaudern an. Einerseits will er weg vom Krieg, es lockt ihn auch das Abenteuer. Andererseits fürchtet er sich vor der Ferne. Er fürchtet sich zurecht, nicht nur wegen der vielen Unfälle und Schiffbrüche, die den Reisenden bevorstehen. Auch sonst wird er unterwegs zu leiden haben, denn bald herrscht Streit in der Gruppe. Als kleiner Dichter steht er dazwischen und wird von niemandem so recht anerkannt. Im Ränkespiel ist er nicht zu gebrauchen. Ihm wird klar: Er hat sich zu etwas überreden lassen, was nicht zu ihm passt – und damit muss er jetzt ganz allein fertig werden. So ermahnt er sich immer wieder – mal zum Gottvertrauen, mal zu stoischem In-Sich-Ruhen. Im Lied ist beides verbunden, wenn es heißt:

So sei nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rat.

„So sei nun, Seele, deine“ – sei nur du selbst, lass dich nicht erreichen vom Streit der Welt, überwinde Angst und Sorge. Als Ideal hat Fleming das schon in der Schule gelernt vom Philosophen Seneca und gewiss wurde es auch da schon mit dem christlichen Gottvertrauen verknüpft. Nur ist es eben leichter gesagt als getan, wenn man erst 25 ist und so empfindsam und anhänglich wie Paul Fleming.

Noch einmal hat er Glück – in Reval muss ein Teil der Gesandtschaft ein ganzes Jahr lang pausieren. Es wird das beste seines Lebens. In Reval gibt es nichts weiter zu tun, als Geselligkeit zu pflegen. Fleming verliebt sich in eine Kaufmannstochter. Eine Verlobung wird vereinbart, bevor er mit seinen Leuten Richtung Moskau aufbrechen muss. Er hofft, bald nach Reval zurückzukehren. Aber man lässt ihn nicht gehen. Da alle Verhandlungen schief laufen, wird der Streit in der Gesandtschaft immer heftiger. Fleming gehört zu den Benachteiligten in der Gruppe, die auch mal hungern müssen, wenn die Vorräte knapp werden. Auf der Weiterreise Richtung Persien geschieht das nicht selten. Mehrfach strandet das Schiff, dann wieder sind hohe Gebirge zu erklimmen oder glühende Wüstenlandschaften zu durchqueren – und all das in vergifteter Atmosphäre:

„In diesem ganzen Haufen ist die Ehrlichkeit gestorben, sind Treu und Glauben davongeflogen. Verborgene Zungen tragen blinde Lügen herum und die Tücke geht Arm in Arm mit heimlichem Betrug.“

heißt es nun in einem seiner lateinischen Gedichte. Fleming ist völlig verzweifelt. Er fühlt sich alt, erschöpft, verloren. Kein Mensch interessiert sich mehr für seine Dichtkunst. Er kann – und das ist ganz ungewöhnlich im frühen 17. Jahrhundert – wirklich nur noch für sich selbst schreiben:

Stinkend vor Schmutz wie ein Haufen von starrendem, ekligem Unrat
lieg ich entkräftet herum, kaum meiner Glieder noch Herr
Schlaff sind die Züge und fahl, von zehrendem Hunger gezeichnet.
Wasser allein ist mein Trunk, der die Leber verstopft.
Schlimmer noch: ausdörft der Geist, des Feuer schon lange entflohn ist.

Bitter bereut er es, seine Zeit sinnlos vergeudet zu haben, bitter ist auch die Nachricht,
dass sich seine Liebste inzwischen anderweitig vermählt hat. Er empfindet sich als Versager – und kommt
doch immer wieder darauf zurück, sich zu ermahnen: Finde Halt in dir selbst. So schreibt er schließlich
gegen alle Verzweiflung das große Sonett:

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren;
nimm dein Verhängnis an. Lass alles unbereut.
Tu, was getan muss sein, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an:
dies alles ist in dir. Lass deinen eitlen Wahn,

und eh du fürder gehst, so geh in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
dem ist die weite Welt und alles untertan.

Am Ende wird er es schaffen, „sein selbst Meister“ zu werden. Er besteht die unselige Reise, kehrt nach
Reval zurück, verlobt sich mit der Schwester der verlorenen Braut, macht dann in Windeseile noch seinen
medizinischen Doktor in Leiden. Nun könnte das Leben beginnen. Aber es endet. Auf der Rückreise von
Leiden stirbt Paul Fleming an einem Fieber – gefasst und selbstbewusst. In seinem Geburtsort Hartenstein
hat man ihm ein Denkmal gesetzt, darauf steht ein Satz aus seiner Friedensode:

Denket, dass der Friede nährt, denket dass der Krieg verzehrt.....“

Musik dieser Sendung

- (1) Piece without Title (Görän Söllscher), Lautenmusik, John Dowland
- (2) John Dowland's Midnight, Lautenmusik, John Dowland
- (3) John Dowland's Midnight, Lautenmusik, John Dowland